

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann / Haußmann, Conrad
Von Poesie und Politik

Briefwechsel 1907 - 1922
Herausgegeben von Helga Abret

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42258-8

SV

Von Poesie und Politik

Hermann Hesse

Conrad Haußmann

Briefwechsel

1907-1922

*Herausgegeben und
kommentiert von
Helga Abret*

Suhrkamp Verlag

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-518-42258-8

1 2 3 4 5 6 - 16 15 14 13 12 11

Inhaltsverzeichnis

Von Poesie und Politik	7
Die Korrespondenz der Vorkriegszeit	57
(Dezember 1907 bis Juli 1914)	
Der Briefwechsel während des Ersten Weltkriegs . . .	187
(Oktober 1914 bis Dezember 1918)	
Die Korrespondenz nach dem Ersten Weltkrieg	281
Anhang	335
Abkürzungen und Siglen	361
Zeittafel	
Hermann Hesse	364
Conrad Haußmann	372
Editorische Notiz und Dank	381
Namenregister	385
Bildnachweis	408

Von Poesie und Politik

*Zum Briefwechsel zwischen Hermann Hesse (1877-1962)
und Conrad Haußmann (1857-1922)*

In seinen »Erinnerungen an Conrad Haußmann« (Anhang 1, S. 337) schreibt Hermann Hesse, er habe dessen Namen zum ersten Mal als Dreizehnjähriger in seinem streng konservativen Elternhaus vernommen, als Freunde der Eltern von den beiden Brüdern Conrad und Friedrich Haußmann und von Friedrich Payer als von »blutroten Demokraten« redeten, »den Verführern, Aufwieglern und Unruhestiftern, welchen alles Schlimme zuzutrauen sei«. Als er einige Jahre später einen der Brüder Haußmann in einer Wahlversammlung hörte, habe er sich gewundert, »ihn ohne Pferdefuß und Hahnenfeder als einen feurigen Redner und schwungvollen, warmherzigen, sympathischen Menschen kennen zu lernen«.

Ihre eigentliche Bekanntschaft, aus der bald eine Freundschaft wurde, verdanken Hesse und Conrad Haußmann dem Münchner Verleger Albert Langen, der 1907 die kulturpolitische Halbmonatsschrift *März* als konstruktives Pendant zum satirischen *Simplicissimus* gegründet hatte. Hesse, der seit 1905 Lyrik und Prosabeiträge im *Simplicissimus* veröffentlichte, erklärte sich nach langwierigen Verhandlungen bereit, Mitherausgeber der neuen Zeitschrift zu werden und die Verantwortung für den literarischen Teil zu übernehmen. Haußmann, seit 1902 mit Langens engstem Mitarbeiter Ludwig Thoma befreundet, lieferte regelmäßig politische Beiträge. Zum ersten Mal saßen sich die beiden Männer im Oktober 1908 in einer Münchner Weinstube gegenüber bei einer der lockeren Besprechungen, wie Langen sie liebte. Hesse schrieb am 4. November an seine Familie: »Es kam zu den ›März‹-Konferenzen diesmal auch Conrad Haußmann aus Stuttgart, der bekannte demokratische Abgeordnete, den ich persönlich noch nicht gekannt hatte. Der Mann, über den ich früher meist nur von politischen Gegnern hatte reden hören, gefiel mir sehr, ein gescheiter, herzlicher Mensch und Urschwabe.«

Conrad Haußmann entstammt einer schwäbischen Demokratenfamilie. Sein Vater, Julius Haußmann, hatte sein Engagement in der württembergischen Volksbewegung 1848 mit einer mehrjährigen Festungshaft auf dem Hohenasperg bezahlt und gehörte zu den Mitbegründern der württembergischen Volkspartei. Männer wie Ferdinand von Freiligrath, Ludwig Uhland, Karl Mayer, Ludwig Pfau und Friedrich Payer gingen in seinem Haus ein und aus. Conrad Haußmann und sein Zwillingenbruder Friedrich studierten Rechtswissenschaft in Zürich, München, Berlin und Tübingen, eröffneten 1882 eine Anwaltspraxis in Stuttgart und machten sich bald als Verteidiger in Presseprozessen einen Namen. Seit 1904 vertraten sie wiederholt den *Simplicissimus* und dessen Mitarbeiter, so auch Ludwig Thoma, bei Zensur- und Beleidigungsprozessen vor Gericht.

Die Brüder Haußmann engagierten sich früh im politischen Leben. 1889 wurde Conrad Haußmann als Abgeordneter der Volkspartei in den Württembergischen Landtag gewählt, von 1890 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs war er ununterbrochen Mitglied des Reichstags, danach gehörte er der Nationalversammlung an. Seine brillanten Reden ästhetisierte er gern mit poetischen Mitteln, wobei ihm die stark literarisierten politischen Diskurse französischer Politiker Vorbild waren. Nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa machte ihn seine Reichstagsrede vom 11. November 1908 bekannt, die auf dem Höhepunkt der durch die *Daily-Telegraph*-Affäre ausgelösten Kaiserdebatte das »persönliche Regiment« des Kaisers anprangerte und gleichzeitig ein vielbeachtetes Programm mit konkreten Vorschlägen für eine dem Parlament und dem Kanzler mehr Verantwortung gewährende Verfassungsänderung entwarf.

Hermann Hesse war im Dezember 1908 ebenfalls kein Unbekannter mehr. Sein *Peter Camenzind* hatte ihm 1904 den literarischen Durchbruch gebracht und ihn zu einem

von den Verlegern umworbenen Autor gemacht. Nach seinem ersten Bucherfolg nahm er das Wagnis auf sich, als freier Schriftsteller zu leben, und versuchte gleichzeitig eine Integration in das bürgerliche Leben. Er heiratete 1904 Maria (Mia) Bernoulli, die Tochter eines Basler Rechtsanwalts, und ließ sich im Juli desselben Jahres in Gaienhofen am Bodensee nieder, wo er im September 1907 ein eigenes Haus bezog und zwischen 1905 und 1911 Vater dreier Söhne wurde.

Auf den ersten Blick scheint den Dichter und den Rechtsanwalt und Politiker manches zu trennen. Zunächst der Altersunterschied von zwanzig Jahren, also fast eine Generation. Auch ihre Erziehung kann man sich unterschiedlicher kaum denken. Haußmann war in einem weltoffenen Milieu aufgewachsen, in dem sich seine Persönlichkeit frei entfalten durfte, während eine streng pietistische Erziehung Hesses Entwicklung gehemmt und der vom Elternhaus ausgeübte Druck ihn schon in jungen Jahren an die Grenze des Selbstmords getrieben hatte. Haußmann war von optimistischem Naturell, warmherzig, aufgeschlossen und extravertiert. Hesse dagegen neigte zu Depressionen, war introvertiert und eher öffentlichkeitsscheu. Und doch ergänzten sich die beiden, denn es gab, wie beide bald feststellen konnten, viel Gemeinsames. So entwickelte sich nach der ersten Begegnung in einem Wechselspiel von Briefen und Begegnungen eine dauerhafte Beziehung, die Krisenzeiten überstand und die beide als »Kraftzuwachs« (so Haußmann) empfanden.

Obgleich Hesse und Haußmann eifrige Brieffschreiber waren, zogen beide in ihrem Fall persönliche Gespräche dem schriftlichen Gedankenaustausch vor. Doch wenn wir heute etwas über diese Politiker-Dichter-Beziehung aussagen wollen, sind wir auf die Korrespondenz angewiesen, die in der Vorkriegszeit begann, über die Kriegsjahre hinaus sporadisch fortgeführt und nach einer Pause von mehreren

Monaten im August 1919 unter veränderten Vorzeichen wiederaufgenommen wurde.

Was den Inhalt des Briefwechsels angeht, so steht dieser vorrangig im Zeichen von Poesie und Politik, auch wenn familiäre Sorgen und Probleme des Alltags nicht ausgeklammert werden. Unter den zahllosen Gesprächen, die er im Laufe der Jahre mit Haußmann geführt habe, seien, so erinnert sich Hesse, »wenige politische gewesen, aber viele über China und Indien, über Hölderlin und Goethe, über Metrik und Melodik in der Dichtkunst, über Mundartliches, über Volkslieder«. Auch in den Briefen nimmt die Literatur mehr Raum ein als die Politik, obgleich diese stets präsent ist. Denn Haußmann war im politischen Leben seiner Zeit aktiv engagiert, und die Politik holte auch den sich gern als »unpolitisch« deklarierenden Hesse immer wieder ein.

In ihrer Gesamtheit spiegeln die zwischen Hesse und Haußmann gewechselten Briefe den Versuch eines aktiv mitten im gesellschaftlichen und politischen Leben stehenden Politikers wider, der durch den Kontakt mit einem von ihm bewunderten Dichter einen Ausgleich zur Politik und Juristerei zu finden suchte. Der Briefwechsel zeugt aber auch von dem gespannten und ambivalenten Verhältnis eines Dichters zum Leben seiner Zeit, dessen politisches Denken, wie er später zugab, in jenen Jahren von diesem menschlich denkenden und handelnden Politiker beeinflusst wurde.

*Im Zeichen der Literatur – Hesse und Haußmann als
»Literaturkollegen«*

Politik und Poesie waren in Schwaben eine nicht seltene Mischung. Das Land hat immer wieder dichtende Politiker oder in der Politik engagierte Dichter hervorgebracht. Haußmanns Vorbild war Ludwig Uhland, bei dem er eine

gelungene Kombination von »poetischem Sinn und realistischer Betrachtungsweise« bewunderte. Dieser »poetische Sinn« kennzeichnete auch die Familie Haußmann. Als der Revolutionär Julius Haußmann auf dem Hohenasperg gefangen saß, wechselte er mit seiner Verlobten Josephine Stoffel Liebesgedichte im Stil des *West-östlichen Divan* und vertrieb sich die Zeit mit der Übersetzung von Shakespeares Sonetten. Seinen beiden Söhnen flossen schon in jungen Jahren bei jeder Gelegenheit Verse aus der Feder. Auch in Briefen an Hesse ließ Haußmann wiederholt Gereimtes einfließen.

Hesse wiederum legt seinen Briefen bereits veröffentlichte Gedichte bei, manchmal aber auch eigens für Haußmann geschriebene Verse. Mit einem witzigen Vierzeiler meldet er sich beispielsweise im November 1909 nach seiner Blinddarmoperation aus Frankfurt. Auf einer Postkarte vom 1. Juli 1910 teilt er Haußmann in Versen mit, er könne wegen des Hochwassers am Bodensee das Dampfschiff nicht besteigen. Seine letzte Nachricht ist ein gereimter Neujahrsgruß für das Jahr 1922.

Haußmann veröffentlichte vor allem in Tageszeitungen und Zeitschriften politische Beiträge, zwischen 1895 und 1922 an die vierhundert. Doch konnte man in der Presse hin und wieder auch einen literarischen Essay aus seiner Feder lesen. So schrieb er über Ferdinand von Freiligrath, Georg Herwegh, Ludwig Pfau und Ludwig Uhland, also über Schriftsteller, die entweder Schwaben waren oder mit Schwaben in Verbindung standen und in Umbruchszeiten politisch agiert hatten. Allerdings blieben, wie aus der Korrespondenz hervorgeht, seine Versuche erfolglos, Hesse für diese im öffentlichen Leben engagierten schwäbischen Schriftsteller zu interessieren.

Einige Gedichte von Haußmann erschienen im *Simplissimus*, im *März* oder im *Beobachter*, meist unter dem

Pseudonym Dr. Heinrich Hutter oder H. Hutter, mit dem er seine literarische Tätigkeit von der politischen abgrenzen wollte. Die Brüder Haußmann gehörten dem 1900 in Stuttgart gegründeten Goethe-Bund an, der 1909 Conrad Haußmann aufforderte, ein Goethe-Buch für Nicht-Literaten zu schreiben. »Hauptsächlich über den Mann und eine Übersicht über das Werk«, teilt er Hesse mit und bittet um Rat. »Lieber Freund, schreiben Sie den Volksgoethe, es ist nötig und Sie können's«, lautete die Antwort. Thoma, den der zögernde Haußmann schon vorher konsultiert hatte, ermutigte ihn gleichfalls: »Es würde mich herzlich freuen, wenn Du das Buch schreiben würdest, denn ich weiß – ohne Komplimente – keinen, der die Aufgabe besser lösen würde.« Trotz der positiven Reaktion seiner beiden Dichterfreunde nahm Haußmann letztlich von diesem ehrgeizigen Projekt Abstand.

Wenn der Goethe-Bund 1909 mit diesem auf den ersten Blick ungewöhnlichen Vorschlag an den vielbeschäftigten Reichstagsabgeordneten herantrat, dann vermutlich, weil sich Haußmann kurz zuvor in der literarischen Welt einen Namen gemacht hatte; allerdings nicht als Dichter, sondern als »Nachdichter«. Diese Bezeichnung verwendet er selbst in seinem ersten Brief an Hesse.

Warum ein »Nachdichter«? Ende des Jahres 1907 hatte Albert Langen einen von Haußmann übersetzten Band chinesischer Lyrik unter dem Titel *Im Tau der Orchideen und andere chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden* herausgebracht. Die Sammlung enthält 21 Lieder aus dem *Schi-King*, der ältesten, von Konfuzius zusammengestellten chinesischen Liedersammlung. Unter den anderen Dichtern steht Li-Tai-Pe (699-763 n. Chr.) quantitativ mit neun Gedichten an erster Stelle. Den zweiten Teil des hübsch ausgestatteten Büchleins bildet ein fundiertes kulturgeschichtliches Nachwort mit dem Titel »Von chinesischer Lyrik«, das von der

intensiven Beschäftigung des »Nachdichters« mit chinesischer Literatur und Kultur zeugt.

Haußmanns Interesse für die chinesische Lyrik hatte vorrangig persönliche Gründe. So sprach ihn, der eine politische Laufbahn eingeschlagen hatte und dem doch die Literatur am Herzen lag, die enge Verbindung von Dichtung und Politik an, wie sie in der chinesischen Geschichte ausgeprägt ist. In seinem Nachwort weist er darauf hin, daß Staatsprüfungen in China »zu einem wesentlichen Teil Examina in der chinesischen Literatur« seien. »Das zwingt naturnotwendig die Kandidaten, sich mit den Dichtern und Gedichten ihres Landes aufs eingehendste zu beschäftigen.«

Wie die meisten seiner Zeitgenossen, die sich für chinesische Lyrik interessierten, war Haußmann der chinesischen Sprache unkundig. Er stützte sich bei seiner Arbeit auf französische Übersetzungen, so auf die Anthologie *Poesie de l'époque de Thang* (1862) des Sinologen Marquis d'Hervey-Saint-Denys und *Le livre de Jade* (1869) von Judith Gautier, die gleichfalls sinologische Kenntnisse besaß. Diese Vorlagen verwendeten auch andere deutsche Übersetzer, doch begnügten sich diese meist mit Prosaübertragungen. Haußmann hingegen optierte für Vers und Reim, weil auch die Chinesen, wie er erklärt, den Reim liebten und er davon überzeugt war, »daß die Lyrik auf unser Ohr und unseren Gehörnerv erst wirkt, wenn sie uns in lyrischer Form, in Vers und Reim entgegenkommt«. Wie die chinesischen Dichter verzichtet er, im Unterschied zu den meisten zeitgenössischen Übersetzern, auf Überschriften und überläßt die Deutung der Verse dem Leser.

Im Tau der Orchideen fand in Zeitungen und Zeitschriften ein positives Echo. Meist erwähnen die Rezensenten zunächst, daß sich der Übersetzer bis jetzt nur als Rechtsanwalt und Politiker einen Namen gemacht habe und nun eine weitere Facette seiner vielseitigen Gaben offenbare. In einer

Besprechung im *Berliner Tageblatt* nennt Albert Träger den zum Sänger gewordenen »standfeste[n] Vorkämpfer der süddeutschen Demokratie« in einem Atemzug mit Uhland und Freiligrath (Anhang 2), was Haußmann ohne Zweifel gefreut haben wird.

Eine andere Besprechung in der *Deutschen Tageszeitung* vom 6. Januar 1908 stammt aus der Feder von Hans Bethge, der einige Monate vor Haußmann im Insel Verlag unter dem Titel *Die chinesische Flöte* eine Lyriksammlung veröffentlicht hatte, welche dieselben französischen Vorlagen wie Haußmann verwendet. Bethge erklärt nach einem Exkurs über chinesische Prosodie, die ihn als Spezialisten chinesischer Lyrik ausweisen soll, es stehe ihm nicht zu, Haußmanns Übertragungen zu kritisieren. Sie hätten verschiedene Wege eingeschlagen, und auf diese Weise seien »Gedichte unterschiedlicher Prägung entstanden, denen man das gleiche Vorbild kaum anmerkt«. An das Ende seines Beitrags stellt er ein von ihm und ein von Haußmann übertragenes Gedicht und überläßt es dem Leser, sich ein Urteil zu bilden.

Marie Fuhrmann vergleicht in den *Preussischen Jahrbüchern* vom Oktober 1908 Haußmanns Band mit der 1905 von Hans Heilmann herausgegebenen Sammlung *Chinesische Lyrik*, auf die Hesse im übrigen in seinem ersten Brief an Haußmann ebenso hingewiesen hatte wie auf die *Chinesische Flöte* von Bethge. Für Fuhrmann steht hier eine süddeutsche Rezeption neben einer norddeutschen. Der des Chinesischen Unkundige habe bei Lektüre der Lieder die Empfindung, »daß der süddeutsche Übersetzer [Haußmann] ihnen die feinen Schwingungen des Gefühls und ihren gedämpften Ton sehr glücklich abgelauscht, wenn auch der norddeutsche [Heilmann] ihren Inhalt sprachlich gründlicher ausgeschöpft hat«. Eine Erklärung dieser unterschiedlichen Wirkung sieht Fuhrmann darin, daß Heilmann

in seinen Übertragungen auf Vers und Reim verzichtet, was ihm die Möglichkeit der Genauigkeit gibt, während Haußmanns Verse mehr »das zum leisen Singen Auffordernde« zur Geltung bringen. Alles in allem werden in dieser kenntnisreichen Besprechung beide Bände positiv beurteilt.

Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß sich der chinesische Gesandte in Berlin bei Haußmann für die Zusendung des Bandes bedankte und ihm mitteilte, er lerne gerade die deutsche Sprache und werde das Buch auf deutsch lesen! Und bald darauf, am 30. März 1908, wurde Haußmann die Ehre zuteil, in das chinesische Gesandtschaftshotel in Berlin zum Essen eingeladen zu werden.

Die Herausgabe der Haußmannschen Nachdichtungen war für Langen in erster Linie ein Freundschaftsdienst. Einen großen Erfolg erwartete er nicht. In einem Brief vom 14. Dezember 1907 heißt es: »Wegen Ihres Gedichtbüchleins, das sehr hübsch geworden ist, bitte ich Sie, sich keinen zu großen Illusionen hinzugeben. Ich meine wegen des Absatzes. [...] An eine zweite Auflage habe ich nie gewagt zu glauben. Und Sie wollen sie schon gleich nach Neujahr! Wir werden es an nichts fehlen lassen. Chinesische Lyrik ist doch eigentlich kein deutsches Weihnachtsbuch.«

An Werbung in seinem *Simplicissimus* und im *März* ließ es der Verleger in der Tat nicht fehlen, und so kam es trotz seiner pessimistischen Prognose zu einer zweiten Auflage, denn chinesische Lyrik war *en vogue*. Danach geriet die Sammlung allmählich in Vergessenheit, während Bethges *Chinesische Flöte* 36 Neuauflagen bis 1928 erlebte und auch nach dem Zweiten Weltkrieg wiederholt aufgelegt wurde.

Die positive Aufnahme von *Im Tau der Orchideen* hat vermutlich Haußmanns literarischem Ehrgeiz das Rückgrat gestärkt. In seinem Nachlaß im Hauptstaatsarchiv Stuttgart finden sich verschiedene literarische Entwürfe, so ein 1908 verfaßtes und teilweise ausgeführtes Exposé zu einem Ehe-

drama in zwei Akten mit dem Titel »Kinderlos«. Das Thema ist für die Zeit gewagt und immer noch aktuell. Ein Ehepaar, der Chemiker Gustav und seine Frau Marianne, bleiben wegen der Sterilität der Frau kinderlos. Gustav und der hinzugezogene Arzt sind gegen eine Adoption; sie halten ein illegitimes Kind des Mannes oder ein Kind von Verwandten für die bessere Lösung. Mariannes Freundin Josephine ist bereit, als »Leihmutter« zu fungieren, doch verlangt Marianne, ihr Mann und Josephine sollten bei der Zeugung ihre Gefühle ausschalten. Die Situation kompliziert sich, als Josephine an Gustav Gefallen findet und ihr Bruder Robert sich in Marianne verliebt. Über den Fortgang dieses Ehe-dramas läßt uns das Exposé im ungewissen.

Als Nachdichter trat Haußmann noch ein weiteres Mal an die Öffentlichkeit. Im November 1916 schrieb er Hesse, er habe sich, »um die Duftlosigkeit der Zeit und unseres Welt-teils zu fliehen, ein Herbarium asiatischer Gedichte« angelegt »und druckfertig für Friedenstage gemacht«. Es handelt sich um die 1920 erschienene Sammlung *Uralte Lieder aus dem Morgenland*. Die darin enthaltenen chinesischen Gedichte waren, bis auf vier, bereits in der ersten Sammlung enthalten. Neben arabischer und persischer Lyrik und indischen Liebesliedern aus dem *Kamasutra* finden sich in Verse gebrachte Texte aus dem Evangelium und dem Gilgamesch-Epos. Den Abschluß der Sammlung bilden Gedichte des zeitgenössischen indischen Dichters Rabindranath Tagore, der 1913 den Nobelpreis erhalten hatte. Auf Kommentare und Anmerkungen wird in diesem Band verzichtet. Haußmann gibt nur seine Quellen an.

Obleich die Sammlung im Vergleich zur ersten heterogen wirkt, war das Echo in der regionalen und überregionalen Presse auf diesen zweiten Ausflug des Politikers in »die Gärten der Dichtkunst« wiederum positiv. Oft drückten die Kritiker ihre Bewunderung darüber aus, daß ein vielbe-

schäftigter Politiker – Haußmann war gerade zum Vorsitzenden des Verfassungsausschusses ernannt worden – noch Zeit finde zu künstlerischem Schaffen (Anhang 3).

Wie stand nun der Dichter Hesse zu den poetischen Ausflügen seines Freundes in die Gefilde der chinesischen Poesie? Daß er Haußmann als Kenner der orientalischen Literatur schätzte und sich gern mit ihm über China, Japan und Indien unterhielt, hat er wiederholt bestätigt. Zwar habe sein Freund auf andere Art als er selbst und mit einer anderen Einstellung in der westöstlichen Geisteswelt gelebt, doch hätten sie auf diesem Gebiet, »ohne je einander mißzuverstehen und doch ohne je völlig einig zu sein, viele fruchtbare Unterhaltungen miteinander« gehabt. Was Haußmanns Nachdichtungen angeht, so klingen Hesses Äußerungen zur ersten Sammlung durchaus wohlwollend. Stutzig macht allerdings, daß er sie in keiner seiner Buchbesprechungen erwähnt.

Bei seiner zweiten Anthologie erlebte Haußmann eine herbe Enttäuschung. Als Hesse 1920 die Sammlung erhielt, war er geneigt, sein eigenes literarisches Schaffen angesichts der Katastrophe des Ersten Weltkriegs als zu harmonisierend zu verwerfen. Er baue seit zwei Jahren seine ästhetischen Auffassungen wesentlich um, schrieb er entschuldigend, und besitze im Augenblick »für rein ästhetische Werte« keinen Maßstab mehr. Aus dem »morgenländischen Liedergarten« des Freundes habe er ein »Bedürfnis nach Wandeln im Zeitlosen« herausgeföhlt, auch die knappe Form der Gedichte gefalle ihm. »Im einzelnen jedoch«, fährt er fort, »im einzelnen Wort und Bild, ist mir Deine Harmonie zu reibungslos.« Er ziehe es vor, »stärkere Akzente zu spüren, stärker nebeneinander gestellte Kontraste«.

Das Fehlen jeglicher öffentlicher Reaktion von seiten Hesses auf die beiden Anthologien legt den Schluß nahe, daß ihn die Übertragungen des Freundes nicht überzeugten

und er sie eher als Zeitvertreib denn als künstlerische Leistung ansah. Erst Jahrzehnte nach Haußmanns Tod sprach er das unverblümt aus, nämlich als ihm der Rechtsanwalt Edmund Natter japanische Kurzgedichte schickte. In Hesses Antwort vom Januar 1951 heißt es: »Übrigens hat auch Dein Kollege Conrad Haußmann einst, vor mindestens 30 Jahren, ein Bändchen chinesischer Gedichte volksliedhaft ›übersetzt‹, es war mehr Spielerei als Leistung, aber immerhin war er entzückt von den Liedern der alten Chinesen.«

Vergleicht man Hesses Briefe mit denen, die Ludwig Thoma seit 1902 mit Haußmann wechselte, so fällt auf, daß letzterer den Freund über seine literarischen Projekte auf dem laufenden hält, ihn zuweilen am Entstehungsprozeß teilnehmen läßt und ihm sukzessive sogar die Akte einiger Theaterstücke vorlegt, um sein Urteil einzuholen. Hesse hingegen läßt Haußmann nie am Fortgang eines Buches teilnehmen, er schweigt sich über den Entstehungsprozeß aus oder streift ihn allenfalls mit einer Bemerkung, doch schickt er ihm regelmäßig seine veröffentlichten Gedichte, Erzählungen und Romane und interessiert sich aufrichtig für Haußmanns Bemerkungen und Beobachtungen, da dieser für ihn ein »guter, gründlicher, helläugiger Leser« war.

Haußmann äußert sich selten detailliert über Hesses Lyrik, weil er der Meinung war, ein Gedicht sollte nicht zerredet werden, sondern für sich selbst sprechen. So versucht er, sich beim Lesen sensibel »einzufühlen«, ein Wort, das wiederholt in seinen Briefen auftaucht. Dabei macht er keinen Unterschied zwischen dem lyrischen Ich und dem Autor, was zuweilen zu Mißverständnissen führt, da er alle Aussagen für Beichten seines Freundes hält.

Weit ausführlicher nimmt er zu den Prosatexten Stellung. Dabei beweist er ein feines Gespür für Hesses verschmitzten Humor. Nach Lektüre der *Nachbarn* rät er ihm, einen Band mit humoristischen Erzählungen herauszugeben, und